

der äsopischen Fabel;

…ungsschrift

zu der

auf den 29. u. 30. März festgesetzten

öffentlichen Prüfung sämmtlicher Klassen

der

vereinigten

Gelehrten- und Bürgerschule zu Eutin

von

J. F. C. Meyer, Rector.

Der Anhang enthält die Fortsetzung der Schulchronik.

Eutin 1847.

J. F. E. Meyer

Über den Begriff der äsopischen Fabel.

Da das Wort Fabel mehrere Bedeutungen hat, so bedient man sich statt desselben auch wohl der Ausdrücke Apolog, Thierfabel, äsopische Fabel, wenn es einer nähern Bezeichnung für die Gattung der Volkspoesie bedarf, von welcher hier die Rede sein soll. Der Begriff der Fabel in ihrer reinen, kunstlosen Ursprünglichkeit wird wohl am klarsten aus der Vergleichung mit dem Wesen zweier ihr verwandter Gattungen der Poesie hervortreten. Die Sinnverwandtschaft des Gleichnisses, des Maschal (Parabel) und der Fabel besteht in dem vergleichenden Nebeneinanderstellen ähnlicher Vorstellungen in Bildern. Es kann hierbei ein doppeltes Verhältnis stattfinden: entweder tritt zu einem Allgemeinen ein Besonderes, oder zu dem Besonderen wieder ein Besonderes, entweder spiegelt sich das innere Leben der Menschheit in dem äußern ab, wie in dem Maschal und der Fabel, oder eine Erscheinung des äußern Lebens, ein Thun sucht in einer andern Thatsache der Sinnenwelt sein Bild, wie in den Gleichnissen der erzählenden Poesie. Zweck und Wirkung ist in dem ersten Falle Mittheilung eines Gedankens unter einem entsprechenden Bilde, welches ihn anschaulich macht, im zweiten Hebung und Verstärkung eines Bildes durch ein symmetrisch daneben gestelltes Gegenbild. Dieses vergleichende Nebenstellen ist in den beiden Namen Gleichnis und dem griechischen Parabel (wörtlich: Beiwurf) genügend ausgedrückt. Das hebräische Wort Maschal (d. i. Vorschrift, leitende Regel) bezeichnet diese Art der bildlichen Rede nur von Seiten ihrer Lehrhaftigkeit, sowie das lateinische Fabel (d. i. Sage) die Volksthümlichkeit dieser Gattung hervorhebt. Im Mittelhochdeutschen heißt die Thierfabel **bispël** (d. i. Beirede) und **bischaft**, Benennungen, die treffender sind, als die jetzt gebräuchlichen Fremdwörter, denn auch das griechische Apolog bezeichnet die Thierfabel nur als Erzählung. — Ob bei dem Zusammenstellen das Urbild dem Bilde, oder dieses jenem voransteht, mag in den meisten Fällen gleichgültig sein. So schickt in den Nibelungen der Dichter das Bild voran, wodurch er die holde Erscheinung der Chriemhild verherrlichen will, und läßt dann erst die Thatsache folgen:

Gleich wie der lichte Mond vor den Sternen steht,
Des Schein so klar und lauter aus den Wolken geht:
Dem gleichend stand sie jetzo vor andern Frauen gut,
Des höchte sich so manches wackern Helden Muth*).

Horaz dagegen stellt demselben Bilde dasjenige, was sich darin abspiegeln soll, voran:

— — — vor allen strahlt des
Julius Sternenlicht, wie der Mond im Kreise
Kleinerer Feuer.

Eben so unwesentlich ist es in dem Falle, wo ein Gedanke verkörpert werden soll, ob die Nebenstellung von Urbild und Bild wirklich vollzogen wird. Ist das Bild gut gewählt, so kann es wie die Metapher an die Stelle desselben treten. Es gibt Sinnbilder, die sich selbst erklären, Spiegel, die das Bild nicht nur auffangen und widerstrahlen, sondern als bleibendes Lichtbild fesseln. Diese Werke schafft die Meisterhand der Natur selbst, sie laßen die erläuternde Unterschrift nicht vermissen, es sind beste Abdrücke vor aller Schrift. Dahin gehören die Maschale Christi ohne Ausnahme und die beiweitem meisten aus dem Alterthum überhaupt. Man kann sagen: je älter das Bild, desto einfacher, schmuckloser, beredter, desto weniger der Auslegung bedürftig. In der Überzeugung, daß seine Lehrbilder dem religiös und sittlich gebildeten Sinne an sich verständlich sein müßen, klagt Christus: „mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht!" Nur für solche fügt er eine Auslegung hinzu. Wo er Ohren zum Hören voraussetzt, glaubt er sich jedes erklärenden Zusatzes überhoben. So wollte er mit dem Maschal vom barmherzigen Samariter einen Schriftgelehrten zum Schweigen bringen. Wie beredt ist, was er statt aller Erklärung hinzufügt, die Frage: „welcher dünkt dich, der unter diesen Dreien der Nächste gewesen sei dem, der unter die Mörder gefallen war?" Wahrlich der Schriftgelehrte hatte sie sich schon selbst im Stillen beantwortet! Auch den Maschal vom verlorenen Sohne erzählte er in einem Kreise Gebildeter und daher ohne weitere Erklärung. — Nie hat sich edler Unwille über ein Verbrechen kräftiger und wirksamer ausgesprochen, als es in dem Bilde geschieht, welches der Bußprediger zu Jerusalem dem tief gefallenen Könige vorhält (2. Buch Samuel. Cap. 12). Mit wenigen, aber ergreifenden Zügen erzählt er die empörende Ungerechtigkeit des reichen Mannes, der dem Armen das Lieblingsschäfchen geraubt. „Da ergrimmte David mit großem Zorne und sprach: So wahr der Herr lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das gethan hat!" Nach dieser unbewußten Selbstverurtheilung folgt mit überwältigender Kraft die einsilbige Bestätigung des Urtheils: „Du bist der Mann!" —

*) Übersetzung.

Gideon, der heldenmüthige Vertheidiger seines Vaterlandes, schlägt die ihm dargebotene Krone aus, welche sich **Abimelech**, sein entarteter Sohn, arglistig zu verschaffen sucht. Damit seine Brüder ihm nicht hindernd in den Weg treten, läßt er sie erwürgen. Nur **Jotham** in sicherm Versteck bleibt am Leben. (B. der Richt. 9, 6.) „Es versammelten sich alle Männer von Sichem —, gingen hin, und machten Abimelech zum Könige bei der hohen Eiche, die zu Sichem stehet. Da das angesaget ward dem Jotham, ging er hin, trat auf die Höhe des Berges Grisim und hob auf seine Stimme, rief und sprach zu ihnen *)." Es folgt nun die Fabel von den Bäumen, die einen König wählen. Ölbaum, Feigenbaum, Weinstock weisen die Krone zurück, wie Gideon gethan; der Dornbusch, welcher gegen die Lasten der Krone kein liebliches Öl, keine süße Frucht, keinen herzerfreuenden Wein einzutauschen braucht, nimmt die Wahl an, aber seine erste Anrede an die Leute zu Sichem ist ein Fluch **). — So bedarf denn auch die Fabel, die rechte, ungekünstelte, die Fabel in ihrer frischen Ursprünglichkeit, keiner nachhinkenden Lehre. Jene altkluge Weisheit hat sich gewis den äsopischen Fabeln erst lange nach ihrer Entstehung angehängt; schwerlich hat der alte Phrygier und wer sonst in jener Zeit, wo der Gedanke sich fast von selbst sein Bild schuf, Fabeln geredet, — schwerlich haben sie ihre Kinder voll Leben und Ausdruck durch diese zudringlich breiten Auslegungen selbst verunglimpft. Die Fabel, wie der Maschal, ist ein Erzeugnis augenblicklicher Eingebung; sie ist, wenigstens in alter Zeit nie für den möglichen Fall künftigen Gebrauches, sondern nach einem Erlebnis, oder eintretendem Bedürfnis der Überredung gedichtet, oder vielmehr gewachsen. Jothams Fabel ist ein grüner Zweig von der Eiche, unter welcher er redet. Der Gedanke, die Wahrheit, welche die Fabel ausspricht, sucht und findet im Geiste alter Zeit ein beredtes Sinnbild in der äußern Natur. Sie dringt sich nicht auf, redet nicht ins Blaue, sondern knüpft ihr Wort an die Wirklichkeit, an das Bedürfnis, und eben davon erwartet sie das Verständnis. Darum erscheinen manche äsopische Fabeln verfehlt, wenigstens wunderlich. So viele Veränderungen auch mit ihnen vorgenommen sein mögen, ehe sie sich

---

*) Es ist sehr bezeichnend, daß die Fabel ganz so angekündigt wird, wie die Rede, daß nicht gesagt wird: er erzählte ihnen eine Fabel. Eben so wird die erwähnte Bußpredigt Nathans, die sich in den Maschal zusammenzieht, um den Sünder schnell und sicher zu Boden zu schlagen, bloß mit: „er sprach" eingeleitet. Dagegen findet sich die um ein halbes Jahrtausend jüngere Fabel von den Adlern und der Ceder (Hesek. 17, 1) als Fabel angekündigt. In der ältesten Zeit ist Maschal und Fabel das Alltagskleid der Rede; in den Zeiten höherer Bildung wird sie bewußter Schmuck.

) Wie unbegründet erscheint solchen und vielen andern Fabeln gegenüber die Ansicht des alle Zeit fertigen **Voltaire über die Entstehung der Fabel. Nur unter dem Drucke asiatischer Despoten, meint er, habe sie entstehen können; freie Menschen hätten nicht nöthig, die Wahrheit zu maskiren.

in jene prosaische Sammlung zusammengefügt: so weisen sie doch durch ihre Einfachheit und ihre Ähnlichkeit mit den historisch als uralt beglaubigten Fabeln auf das Volk und seine Führer zurück. Wüßten wir zu jeder Fabel die Veranlaßung, so würden wir uns mit mancher befreunden, die wir jetzt für mittelmäßig oder schlecht halten. Mitunter führen diejenigen, welche den kleinen selbstverständlichen Bildern die moralisirende Unterschrift gegeben, auf die Vermuthung einer solchen Entstehung (Fab. 60. 87. 203). Keine alte Fabel ist ferner entstanden, um die Wahrheit zu verhüllen; alle wollen sie enthüllen, einschärfen. Sie thun es sinnbildlich, weil es die Weise ihrer Zeit ist, in welcher der Gedanke sich sofort verkörpert, wie der Glaube in dem Mythus, wie die Begriffe der Vernunft in dem bildlichen Worte der Sprache, wie das im Volke lebende Rechtsgefühl sein entsprechendes Symbol und damit Leib und Leben gefunden haben. — Nicht also die Gattungen des Maschal und der Fabel bedürfen der Nebeneinanderstellung des Bildes und Gegenbildes, wohl aber die dritte, das Gleichnis, in welchem ein Besonderes mit einem andern Besondern, ein Thatsächliches mit einem andern Vorgange der äußern Welt zusammengestellt wird. Dieser dritten Gattung gehören die epischen Gegenbilder an, die durch Befriedigung des Sinnes für Symmetrie nur ergötzen, nicht aber reden und durch Reden belehren wollen. Ein Löwe, der unter einer Herde wüthet, kann die Großthaten eines Helden in einer Schlacht und die Niederlage, welche er unter den Feinden anrichtet, nicht deutlicher machen. Es sind eben nur zwei Schlachtstücke im Bildersaale als Pendants neben einander aufgehängt. Nie kann ein solches Gegenbild sein Urbild ersetzen, entbehrlich machen, wie Fabel und Maschal ihre Lehren decken und durchscheinen lassen. Jene Wolken,

„welche Kronion
Stellt in ruhiger Luft auf hochgescheitelten Bergen,
Unbewegt, weil schlummert des Boreas Macht und der andern
Vollandrängenden Winde —"

werden so lange unbewegliche Wolken bleiben, bis wir hören, daß der ruhig harrende Muth der Hellenen, die stehenden Fußes den Angriff der Troer erwarten, damit bezeichnet werden sollen. Ein schwärmender Bienenstock paßt zu gar vielen Vorstellungen: jeder erkennt in dem Bilde wohl die Andeutung eines regen Lebens. Aber, daß die Bienen grade die Hellenen vor Troja sein sollen, die zur Versammlung eilen, ergibt sich aus dem Gleichnisse nicht.

Zu der Homerischen Stelle, welche das zuletzt berührte Gleichnis enthält, liefert Eustathios einen Excurs über die Parabel im Sinne der Griechen. „Die Parabel, sagt er, ist ein Erdichtetes, welches durch Erscheinungen des täglichen Lebens das Gesagte bewährt, oder eine Darstellung, welche das Vorliegende durch das, was stets wiederkehrt, erläutert und bestätigt. Die Parabel hat diesen Namen, weil sie mit dem Gesagten eine bekannte Thatsache, die sich im

Laufe der Zeit wiederholt, zusammenstellt und vergleicht." Nachdem er nun darauf gedrungen, daß das Bild stets ein bekanntes und geläufiges sei, setzt er hinzu, die Parabel werde genommen aus der Klasse der vernünftigen oder vernunftlosen, belebten oder unbelebten Geschöpfe. Er schließt damit, daß er als das Charakteristische dieser Parabel die vergleichenden Adverbien: wie, wie wenn ꝛc. angibt. Dem Eustathios war also Parabel etwas andres, als was in neuester Zeit, freilich gegen die Etymologie des griechischen Wortes, darunter verstanden wird. Auch Aristoteles findet in einem Gleichwie das bezeichnende Merkmal der Gattung, über die er von seinem Standpunkte aus redet. Beide meinen den poetischen Vergleich der äußern Wahrnehmung, der Thatsache mit einer andern äußern Erscheinung, jene epischen Bilder aus der Natur und dem Menschenleben, wodurch, wie bereits bemerkt ist, eine gewisse Symmetrie, ein freierer Rhythmus des Sinnes und Gedankens — wie etwa durch den orientalischen Parallelismus — neben dem fest geschloßenen Tact des Metrums und neben den Reimpaaren hervorgebracht wird*). Die Gattung, welche wir jetzt Parabel nennen, den Maschal kannten die Griechen nicht. Er ist, wie so manche andre poetische Form, mit dem Christenthum aus dem asiatischen Morgenlande nach Europa gekommen. Den heidnischen Völkern verkörperte sich das Religiöse und Sittliche in das Symbol und den Mythus, der Mythus aber war wenigstens der gläubigen Zeit kein freies Spiel der Einbildungskraft, keine poetische Gattung, sondern

*) Die hebräische Poesie hat weder festes Metrum, noch den Reim. Eine desto größere Symmetrie liegt in den Sätzen und deren Inhalte. So entstehen Paare von Gedanken, deren einer immer das Gegenbild des andern ist. Z. B. „Alle Welt fürchte den Herrn, = und vor ihm scheue sich alles, was auf dem Erdboden wohnt, denn so er spricht, so geschiehet's, = so er gebeut, stehet's da." Man könnte diese Parallelen Reim-Paare des Sinnes nennen. — Ein ähnliches Verhältnis findet sich in den Distichen der römischen Elegie zwischen Hexameter und Pentameter. Überhaupt ist die gesammte Poesie, ja sogar die feierliche prosaische Kunst-Rede von diesem Streben nach symmetrisch einander beigeordneten Begriffen und Gedanken mehr durchzogen und durchdrungen, als gewöhnlich anerkannt wird. Die rhetorisch gehäuften Synonymen, die dichterischen Epitheta, jener oben erwähnte Parallelismus der Gedanken, die Gleichnisse, welche der Epiker als Gegenbilder neben den Schilderungen der Thatsachen aufhängt, haben gewiß nicht den Zweck zu erläutern, kaum den zu verstärken oder zu beleben. Es sind vielmehr vorzüglich Äußerungen des dem Kunstsinne einwohnenden Strebens nach Rhythmus und Symmetrie im Reiche des Begriffes und Gedankens, wie die einzelnen metrischen Größen es mit Rücksicht auf die äußere Gestaltung des Inhalts sind. Die höchste Symmetrie der Form und des Gedankens zugleich, also der Gipfelpunkt dieser Kunstgebilde ist in den Strophen und Antistrophen der Chorgesänge im Drama der Griechen gegeben.

Dogma und als solches Gegenstand des Cultus. Luther hat das griechische Wort Parabel durch Gleichnis übersetzt. Neben diesem deutschen Namen hat sich für die morgenländische Lehr-Erzählung in neuerer Zeit der griechische wieder geltend gemacht, obgleich er für diese Gattung, die in der Regel keines Gegenbildes zur Erklärung bedarf, etymologisch am wenigsten passend erscheint. Im Talmud und Alten Testament heißt das religiös-sittliche Bild Maschal. Führte man diese Benennung ein, wie wir es in dieser Abhandlung zu beßerer Verständigung gethan haben, indem wir den Ausdruck Parabel ganz fallen laßen, so wäre dem Bedürfnisse strengerer Scheidung genügt. Neben diesem Maschal stände dann die ihm verwandte äsopische Fabel; die Bezeichnung durch Gleichnis bliebe dem epischen Bilde, welches an sich unselbständig eines Gegenbildes zum Verständnis bedarf, und mit den beiden erstgenannten Gattungen nur durch die gemeinsame Eigenschaft des bildlichen Vergleichens ähnlicher Dinge zusammenhängt. Das Gleichnis hat keinen Kern, den es umhüllt, keine Wahrheit oder Lehre, die es verkörpert, wie jene beiden, deren Wesen und Bestimmung es ist, einer rein geistigen Wahrnehmung eine Gestalt zu geben. Sie thun es aber mit dem Unterschiede, daß der Maschal seinen Stoff aus dem Religiösen und Sittlichen entnimmt, die Fabel aus den Erfahrungen und Lehren der praktischen Lebensweisheit, der Verständigkeit, oft der bloßen Klugheit. Der Maschal nimmt daher seine Gebilde aus dem Gebiete sittlicher Freiheit und Selbstbestimmung; die Fabel wohnt da, wo Naturnothwendigkeit waltet, in welche sie selbst den Menschen hineinzieht, wenn sie seiner einmal bedarf. So sind wenigstens beide Gattungen in ihrer Ursprünglichkeit beschaffen. Wer Art und Weise der Fabel bezeichnen will, muß der modernen Leistungen einmal vergeßen. Wie die alte Literatur die Stilgattungen streng scheidet, so scheidet sie auch mit strengem Maß die Stoffe, wie sie jeder poetischen Gattung ihr Metrum, sogar ihren Sprachdialekt zuweis't, so theilt sie einer jeden ihren Inhalt zu. Die neuere Fabel hat sich in das Gebiet des Religiösen und Sittlichen verirrt, sie nennt ihre Lehre Moral. Als Führerin durch die engen, unebnen, vielverschlungenen Wege des Weltlebens erscheint die Fabel recht zweckmäßig ausgestattet; aber ob sie in ihrem unscheinbaren, knappen Reisekleide sich in die höhern Regionen wagen darf, ist doch noch die Frage. So viel ist gewis, daß die alte Fabel ihre Grenzen kennt und einhält. Greift sie einmal in das Gebiet des Glaubens oder des sittlichen Handelns hinüber, so hat sie dafür doch nie eine höhere Begründung, als die Rücksicht auf Sicherung des Lebens vor allerlei Unsegen und Nachtheil, die aus Gottlosigkeit und unsittlichem Thun hervorgehn. Selbst Kunst und Wißenschaft findet sie nur um äußerer Vortheile willen erstrebenswerth. Sie warnt sogar gern vor jener Vertiefung in das Geistige, welche des Irdischen vergißt. Sie erzählt die Geschichte von dem Astronomen, der, den Blick stets zum Himmel gerichtet, in eine Grube fiel; der Maschal dagegen sucht von der Erde und ihren Sorgen abzuziehen;

jene ist zufrieden, wenn das erworbene irdische Gut nur verständig genoßen wird, dieser schildert, wie mislich es um den stehe, „wer ihm Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott." Der Begriff der Fabel ist den neuern Kunstrichtern als ein flüßiger erschienen, weil sie bei Feststellung desselben auch die neue Art der Fabel im Auge hatten. Mit dieser Einmischung fremden Stoffes hängen auch noch andre Eigenthümlichkeiten der modernen Fabel zusammen. Die antike Fabel führt z. B. das Bild nur bis zur Versinnlichung der Klugheits-Regel durch; sie bricht da schroff ab, wo die neue es selten laßen kann, durch eine Katastrophe poetische Gerechtigkeit zu üben. In der alten Fabel vom Fuchs und dem Raben wird nur die Einfalt und Eitelkeit des letztern gestraft; die List siegt. Lessing kann sich nicht enthalten, das Fleisch, welches der Rabe im Schnabel trägt, zu vergiften; der giftige Schmeichler findet seine Strafe. Das ist modern und stimmt ganz zu Lessings Theorie. Er gibt folgende Erklärung der Fabel: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erzählung eine Fabel." Lessings eigene Erzählung von den drei Ringen im Nathan wird niemand eine Fabel nennen, und doch paßt die obige Begriffsbestimmung in allen ihren Zügen auf dieselbe. Der Dichter redet in dem Maschal — denn ein solcher ist die Erzählung — mit voller Vergegenwärtigung: „Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten" und die Geschichte veranschaulicht einen allgemeinen moralischen Satz. Passt nun jene Erklärung zugleich auf den Maschal, so ist sie zu weit; es fehlt ein beschränkendes Merkmal. Dieses ist aber bereits oben in dem Stoffe gefunden, woraus einerseits die Parabel, andrerseits die Fabel ihre Gestalten schaffen. Es ist dort das religiös-sittliche Glauben, Meinen, Fühlen, Hoffen, Handeln; hier die practische Lebensklugheit. — Daß die Parabel Menschen, die Fabel Thiere oder unbelebte Naturkörper in Handlung setzt, ist erst Folge der Eigenthümlichkeit beider Gattungen, nicht aber der unterscheidende Charakter selbst. Die Erzählung von dem Greise, welcher den Tod anruft, und bei seinem Erscheinen ihn bittet, ihm beim Aufnehmen seiner Last zu helfen, ist eben so gewis eine Fabel, wie die vom Fuchs und Raben, und die von der Eiche, welche der Sturm bricht, während das Schilfrohr daneben den Windstoß überlebt, kann mit demselben Rechte diesen Namen ansprechen. Conz*) verwischt im völligen Widerspruche mit unserer Ansicht den Unterschied zwischen der alten Fabel und dem Maschal ganz, und meint, er stelle sich erst zwischen der modernen Fabel und dem Maschal heraus, denn die erstere verfolge neben dem Zwecke der Belehrung auch den der Belustigung, dieser aber nie. Pölitz (in seinem

*) Morgenländische Apologen oder die Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen. Heilbronn 1803. 8.

Gesammtgebiete der deutschen Sprache) findet das Eigenthümliche der Fabel darin, „daß sie menschliche Individuen, Zustände und Handlungen in dem der menschlichen Freiheit verwandten Kreise des Instinkts in der Thierwelt darstellt. Sobald in der Darstellung der Fabel an die Stelle der Thiere entweder Menschen oder Gegenstände der leblosen Natur träten, verdiene die ästhetische Form nicht mehr den Namen der Fabel, obgleich in einzelnen Fällen, gleichsam als Ausnahme von der Regel, Gegenstände der leblosen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunkt der Fabel gestellt werden könnten, sobald in einer allerdings starken Personification diesen leblosen Gegenständen Wirkung beigelegt würden, die sich nach einer gewissen Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit Wirkungen der menschlichen Natur ankündigten." Diese Erörterung streift an den Widerspruch. Gewis gehören Pflanzen und Steine mit größerm Rechte in die Fabel, als der Mensch. Sie gehorchen wie die Thiere, welche allerdings die Bevorrechteten in der Fabel sind,*) dem unbeugsamen Naturgesetze, während der Mensch, will er eintreten in das Fabelland, sich erst durch eine Ansprache als Zunftgenoße bekunden muß. Verräth er sich durch irgend einen Zug von Menschenwürde und freier Selbstbestimmung, so wird er hinausgewiesen: er gehört dann nicht in das Land, wo alles nur geht, wie es gehen muß, nicht aber wie es gehen soll. Das Beste und Tiefste grade über diese Eigenthümlichkeit der Fabel, worin zugleich ihre Wirksamkeit und überzeugende Kraft liegt, hat Herder gesagt. „In ihr (der Fabel) wird eine Handlung dar-„gestellt, die durch sich selbst redet; sage jeder sodann die Lehre sich laut oder still in der Seele. „Und wer könnte uns zu diesem Zwecke gewissere Lehren geben, als die Natur? Ihr Gang ist „fest, ihre Gesetze sind beständig. — Die Haushaltung der Natur geht fort nach festen Gesetzen, „nach unveränderlichen Charakteren. Und an ihr hat sich der menschliche Verstand, ja die Ver-„nunft selbst zur Regel gebildet —. Die Fabel beruht auf der ewigen Bestandheit und Konse-„quenz der Natur; einestheils, wie jedes in seinem Charakter handle, anderntheils, wie aus die-„sem das folge. — Mit süßer Naturgewalt zwingt sie uns die Lehre, die sie in That zeigt, „anzuerkennen, indem sich kein Geschöpf dieser großen Kette entziehen kann, und menschliche Ver-„nunft eben darin besteht, Ordnung der Dinge anzuerkennen, und sich ihrer Konsequenz zu fügen." — So ist also auch den leblosen Gegenständen Sitz und Stimme in der Fabel als ordentlichen Mitgliedern gesichert. Es ist unabänderliches Naturgesetz, daß das Starre und Unbiegsame dem

---

*) Lessing setzt das Vorrecht der Thiere, in der Fabel aufzutreten, „in die allgemein bekannten Charaktere." Er meint, man habe sie gewählt, „die umständliche Charakterisirung zu vermeiden." Das ist aber ein Vortheil, den die Thiere nur nebenbei gewähren. Die Ähnlichkeit zwischen dem Haushalte der Thiere, der Stetigkeit der Vorgänge in der äußern Natur mit den Regeln menschlicher Verständigkeit lag sehr nahe.

Andrange der Übermacht weit weniger widersteht, als das nachgiebig Biegsame. Der Trotzige mag sich also an der Eiche und dem Schilfe ein Beispiel nehmen und glauben, daß ihm sein starrer Sinn eben so gewis und unabwendbar den Untergang bringen werde, wie der Sturm der Eiche, wenn eine Macht über ihn kommt, der er nicht gewachsen ist. Dadurch sind eben jene geistvollen, mit keckem Griffel skizzirten Vignetten, jene lieblichen Landschaften mit ihrer Staffage von Menschen und Thieren beredte Lehrer der Lebensweisheit. Denn auch die Menschen gehören in den schönen, bunten Thierkreis. Sind doch ebenfalls in dem astronomischen Zodiakus Menschen, z. B. Schützen; nur daß die des Fabelthierkreises schlechte Schützen sind. Sie treffen immer vorbei. Oder wie sollen wir das Benehmen des Greises mit seiner instinctmäßigen Liebe zum Leben, der den Tod mit einem so schönen Vorwande abfertigt, nennen? Lasten abzunehmen, ist der Tod wohl gewohnt, aber aufzulegen —? Und wie steht es um den Mann, der die Schlange im Busen wärmt, und den horazischen Bauer, der am Fluße steht, wartend, bis er abgelaufen sein wird? Entkleidet doch die Fabel selbst die Götter ihrer Würde mitunter bis zur Travestie. In dem Maschal offenbart sich dagegen die Gottheit als solche und der Mensch bleibt wenigstens von Natur freies Wesen. Er fordert und erhält hier, wie der verlorne Sohn, sein Erbtheil; verprasst er es, so leidet er die Strafe, die nach den Gesetzen der Weltordnung ihn treffen muß, aber er leidet als ursprünglich freies, und durch seine Schuld erst unfrei gewordenes Wesen. Dem reichen Manne, der Pein in den Flammen leidet, wird auf seine Bitte, daß seine Brüder zur Buße ermahnt werden möchten, erwidert: „sie haben Mosen und die Propheten, laß sie die hören!“ Philostrat im Leben des Apollonius von Tyana stellt in einer sinnigen Allegorie die Gabe der Fabeldichtung dar als ein Geschenk des Mercur*) —, nicht etwa des Apoll oder der Musen. „Äsop war Hirt, und weidete seine Herde zuweilen in der Nähe eines Tempels des Mercur; dann pflegte er dem Gotte kleine Gaben, Blumen, Milch, Honig darzubringen und ihn brünstig um einige Strahlen seiner Weisheit anzuflehen. Aber Reichere brachten reichere Gaben, und der Gott schlauer Berechnung begnadigte sie, den einen mit der Astrologie, den andern mit der Beredtsamkeit, einen dritten mit der Musik. Der arme Äsop ward lange vergeßen, bis auch er einer Gnade gewürdigt ward; es war die Fabeldichtung.“ Auch die Sage von Äsops Schicksalen und Persönlichkeit deutet im Bilde jenen Charakter der Fabel an. Diese Züge finden sich zerstreut bei Herodot, Aristophanes, Plutarch, Diogenes Laertius, Suidas. Aus ihnen hat der Mönch Planudes mit reichlichen Zugaben eignen Machwerks einen Roman zusammengewürfelt. Sie alle durchzieht die richtige Ansicht von

*) Grade dieser Gott weltlicher Klugheit tritt auch unter den übrigen Göttern am häufigsten in den Fabeln handelnd auf.

der Eigenthümlichkeit der Fabel, wonach sie der Ausdruck im Leben gewonnener Verständigkeit, Klugheit, mitunter der Verschmitztheit ist. Sie stellt kein Ideal des Lebens auf, sondern schildert den Lauf der Welt, wie er eben ist, und lehrt sich darin fügen, oder sich vor Schaden zu hüten. Sie ist ein in Handlung gesetztes Sprichwort. In beiden herrscht heiterer Humor, oft scharf abfertigender Witz, während der Maschal, den die religiöse Weihe auf einen höhern, feierlichern Ton stimmt, etwas Hohepriesterliches in und an sich hat. Beide können zürnen und eifern, jedoch die Fabel nur im Munde eines Jotham, eines Menenius Agrippa. In solchen größern Verhältnissen, als politische Rede, wird sie oft schneidender Spott und bittere Abfertigung, wie Amazia's Antwort auf des Joas Kriegserklärung (2. B. der Könige 14, 9), oder der Bescheid, den Cyrus den Jonern und Aeoliern gibt, als sie ihm zu spät Gehorsam und Unterwürfigkeit versprachen (Herodot 1. 141. Äsop. Fab. 130). Im Wesentlichen bleibt sie, wie das Sprichwort, die heitere, oft schalkhafte Weisheit auf den Gaßen, die treue Hausfreundin mit dem Rathe erprobter Erfahrung im Munde und mit dem warnend aufgehobenen Zeigefinger. Eine große Menge von Sprüchwörtern sind kurze Hindeutungen auf bekannte Fabeln*), und viele Fabeln wiederum nichts andres als zu Bildchen erweiterte Sprüchwörter. So werden sie in das lebendige Gespräch als Bestätigung in kurzer Andeutung eingeflochten, während sie in Schriften die eingedruckten Stöcke und Verzierungsbildchen ausmachen. Vor allen weiß Horaz auf eine geistreiche Art, das Verglichene mit dem Bilde verwebend, bekannte Fabeln in die Grenzen eines oder weniger Verse einzuschließen. Die Fabel hat Witz und Laune, aber auch Gemüth; sie ist der Humor der Lebensweisheit. Äsop, so erzählt Plutarch, lebte auf des Krösos Einladung in Sardes. Solon hatte bei dem Sultan unfreundliche Aufnahme gefunden und warnte den Äsop vor ähnlichem Loose. „Ei, sagte dieser, mit Königen muß man entweder gar nicht, oder nur so, wie es ihnen angenehm ist, sprechen." „Nicht doch, entgegnete Solon, sondern entweder gar nicht, oder so, wie es ihnen nützlich ist." So redet die ernste, ehrenhafte Weisheit, und so die Fabel; aber die letztere meint im Grunde dasselbe, was jene; nur daß sie auf andre Weise misbilligt. Sie sagt: so ist es; also hüte dich, oder klage wenigstens nicht, wenn du für deine Verkehrtheit leidest.

---

*) Beispiele der Art sind: einen Mohren waschen. — Da kommt er, wie der Wolf in der Fabel. — Keiner will der Katze die Schellen anhängen. — Sich mit fremden Federn schmücken. — Dem Esel eine Löwenhaut umthun. — Er ist der hoffährtige Esel, (der ein Heiligthum trug, und die Reverenz der ihm Begegnenden, die jenem galt, auf sich bezog). — Um des Esels Schatten streiten. — Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs. — Mitgegangen, mitgefangen, mitgestohlen, mitgehangen (vgl. Äsop 172). — Eine Schlange im Busen hegen. — Der trübt keinem das Wasser (vgl. Äsop 230). — Die Perlen vor die Säue werfen.

Diese Hindeutung auf Naturnothwendigkeit findet sich selbst in den Fabeln, die scheinbar durch Behandlung eines Stoffes aus der höhern Weltordnung unserer Ansicht von der alten Fabel widersprechen. Eine solche ist gleich die erste in der gewöhnlichen prosaischen Sammlung Äsopischer Fabeln. Sie sagt: dein Frevel entzieht sich vielleicht der menschlichen Rache; der göttlichen entgehst du sicher nicht! In der antiken Fabel mit ihrer Hindeutung auf die Nothwendigkeit des Erfolges liegt die zersetzende Schärfe eines Menschen, der den Weltlauf kennt und durch eignen Schaden klug geworden ist. Oft ist sie epigrammatisch zugespitzt. Zu diesem Wesen passt der knappe Ausdruck vollkommen. Die moderne Fabel ist ungleich zahmer, gutmüthiger, friedlicher, geschmückter, wortreicher. Sie allein kann sentimental werden und darf es auch wohl unter so manchen Einflüßen neuerer Zeit; das Alterthum kennt Sentimentalität auch selbst nicht dem Namen nach. Ein ähnliches Verhältnis ist zwischen dem alten und modernen Maschal bemerkbar. Wenn das Bild, was die Alten uns von dem Vater der Fabel geben, ganz innerhalb der Grenzen dieses Charakters der antiken Fabel gehalten ist, so geht Planudes weit darüber hinaus: er macht ihn förmlich zum kurzweiligen Rath des Krösos. —

Ob es übrigens einen leibhaftigen Äsopos gegeben, wer könnte diese Frage genügend beantworten? Das Alterthum, noch nicht befangen in jener Kritik, die überall den Mythus wittert, stellt ihn auf die Grenzscheide der mythischen und der historischen Zeit. Aber auch die Alten haben wohl nicht geglaubt, daß nun auch genau alle Fabeln, die seinen Namen trügen, von ihm herrührten. Sie laßen seine Person in Ruhe, und benennen einen reichen Schatz von Fabeln, die das Volk bei den verschiedenartigsten Veranlaßungen zum größten Theile wohl selbst geschaffen, nach dem Namen des Mannes, der Vorzügliches in dieser Gattung geleistet haben sollte. Neben denselben werden andere Fabeln nur eben genannt, die den Griechen aus andern Ländern Asiens und aus Afrika zugekommen sein müßen. Die äsopischen waren den Griechen Nationalgut und ein Kanon, nach dessen Formen alle Zeit weiter gedichtet worden ist. So sind Äsop, der Araber Lokman und der Inder Bidpai das für die Fabel gewesen, was die beiden vorchristlichen Rabbiner Hillel und Schamai für den ächt morgenländischen Maschal. Die Völker lieben es nun einmal, ihr freies geistiges Eigenthum einem vielleicht selbst geschaffenen Dichterfürsten zu übertragen, um es dann als Lehen von ihm wieder zurückzuerhalten. Wäre in dem Gemüthe eines Kindes ein Fabelmährchen erblühet, es würde erst dann seine rechte Freude daran haben, wenn es dasselbe der Mutter mitgetheilt hätte und von ihr wieder empfinge. Es würde dem tief im menschlichen Geiste begründeten Kunsttriebe folgen, der erst dann ein Genüge findet, wenn er, was sich in ihm gestaltet, aus sich herausgestellt hat und wie ein fremdes Werk anschauet. Wie hier die Mutter, so stärkt dort der Gewährsmann den poetischen Glauben, und gibt den Lehren der redenden Thiere und Pflanzen die rechte Bestätigung. Die Fabeln, welche erweislich bei

bestimmten Veranlaßungen geredet, und so von den Geschichtschreibern aufbewahrt sind, geben das beste Bild von der Fabel, die noch nichts für sich sein will. Die älteste Fabel betrachtet sich nur als die Trägerin einer Wahrheit. Sie ist durchaus schmucklos. Hat sie ihre Wirksamkeit im Leben erwiesen, so bleibt sie mit und ohne die Thatsache, von welcher sie hervorgerufen ist, im Munde des Volkes. Eine solche ist neben den bereits oben erwähnten die Fabel, womit ein Massilier seine Mitbürger vor den eingewanderten Phokäern warnt (Justin 43. 4). Der Geschichtschreiber erzählt den Apolog so einfach, wie ihn der alte Redner gesprochen haben mag. Aristoteles behandelte die Gattung der Fabel in der Rhetorik, nicht aber in der Poetik; er berücksichtigte dabei mehr ihre überzeugende Kraft, als den poetischen Gehalt, den sie als Dichtung unbezweifelt hat. Daß bei allem Antheile, den der praktische Verstand namentlich an ihrem Inhalte hat, doch auch die schaffende Phantasie an ihr sich wirksam erweis't, liegt zu nahe, als daß sie nicht schon früh Gegenstand dichterischer Behandlung hätte werden sollen. Die älteste unter den bekannten griechischen Fabeln in gebundener Rede ist die von Hesiod (um 800 v. Chr.) erzählte vom Habicht, welcher hoch in den Wolken der erjagten Nachtigall das Recht des Stärkern vorträgt; ein wahrer Kanon für Fabeldichtung: anschaulich, nervicht, eine lebensvolle Skizze ohne allen Überfluß der End-Entwickelung. Unter den alten Dichtern, die sich vorzugsweise mit der Fabel beschäftigten, haben der Römer Phädrus (lebte zur Zeit Augusts) und der Grieche Babrios (um 90 n. Chr.?), dessen Fabeln erst vor einigen Jahren aus dem Staube hervorgezogen sind*), das Wesen der Fabel mit ächt antikem, gesundem Augenmaße erkannt, und in ihren Bearbeitungen wiedergegeben. Die Sammlung, welche in ungebundener Rede den griechischen Text der äsopischen Fabeln gibt, und den Namen Äsops führt, ist, wie Bentley und Tyrwhit erwiesen haben, theilweise eine Auflösung von Fabeln gebundener Rede. Entschieden neu ist ihre lästige, oft ganz verfehlte Moral**). Was später geleistet ist, trägt in steigendem Verhältnis nach Inhalt und Form das Gepräge der Unterhaltungslitteratur. Legt man an die moderne Fabel das Maß jener uralten oder auch nur der Kunstfabel der Griechen und Römer, so überzeugt man sich, daß diese

---

*) Der Neu-Grieche Minas hat durch den im Kloster des Berges Athos gemachten Fund Herders Segen dahin. Zerstreuete Blätter. Bd. 3: „der Glückliche, der uns den echten Babrius fände, hätte der Literatur ein treffliches Geschenk gemacht. Denn die zwei oder drei ganzen Fabeln, die man von ihm hat, und jedes kleine, andre Fragment haben beim schönsten Wohlklang, eine so süße Einfalt, daß der schöne, aber oft gezwungene Phädrus ihnen kaum zur Seite treten dürfte."

**) So weiß der Moralist aus der Fabel von den Fliegen, die am Honig festkleben, obgleich der Dichter sie selbst klagen läßt, daß sie um kurzen Genußes willen umkommen, nur die engherzige Lehre zu ziehen, daß Leckerei Vielen Unheil bringt.

Gattung ausgeartet ist, seit sie aus der Waldeinsamkeit und von der stillen Flur, wo der Mensch noch allein sein konnte mit dem Thiere, sich in die Städte und in die Prunkgemächer geflüchtet hat. Mensch und Thier verstehen sich nicht mehr. Letzteres scheint nur noch in der Fabel zu handeln und zu reden, um ein altes Recht zu wahren. Statt des frischen, strengen Erdgeistes, des kräftigen Geruches der Waldbäume und Feldblumen athmet man hier die Düfte des Putztisches; der Wiesengrund wird zum glatten getäfelten Fußboden. Der kühle weite See zum zierlichen Spiegel mit Goldrahm. Chloe, jung, schön, gefallsüchtig, setzt sich gleich, wenn sie das Lager verlaßen, an die Arbeit, nämlich an die Toilette. Ein unbesonnenes Bienchen fliegt summend in's Zimmer. Chloe ruft ihre Zofen zu Hülfe gegen das geflügelte Ungeheuer, welches sich ihr grade auf die Lippe setzt. Die junge Dame fällt in Ohnmacht. Die Zofe Marton ergreift voll Zorn das Thierchen und will es zerdrücken. Ach, ruft es geängstet, verzeihe meinen Irrthum: ich hielt Chloes Mund für eine Rose. Dies Wort erweckt die Schöne zum Leben. Dem offenen Geständnis sei verziehen, spricht sie, überdieß war der Stich nur leicht; seit sie redet, fühle ich schon nichts mehr. Und die Lehre des Dichters: was ließe man nicht hingehen, um ein Körnchen Weihrauch! So fabelt Florian. Den Dichtern ist das Verständnis der festen unabänderlichen Natur der Thiere immer mehr abhanden gekommen. Eine und dieselbe Gattung ist, wie bei den beiden Hamstern Pfeffels, Bild vorsorglicher Sparsamkeit und leichtsinniger Sorglosigkeit. Natürlich; die Einfachheit und Beständigkeit des Instincts und des Naturgesetzes bietet unsern künstlichen, vielfach verwickelten Lebensverhältnissen nicht Bilder genug mehr dar. So muß denn Ein Thier die verschiedenartigsten Rollen übernehmen. Dem Inhalte, welcher der alten Einfalt so fern liegt, schließt sich dann von selbst eine zierliche Darstellung an, die in den neckischen Thiergestalten, welche sie vorführt, leicht die Verpflichtung zum Witzeln und zu eiteln Tändeleien findet. Sie setzt sich wohl gar, allen poetischen Glauben verloren gebend und den Ernst der alten Fabel verkennend, in breitem Hin- und Herreden über die Fähigkeit der Thiere zu denken und zu reden mit dem Leser auseinander, wie Gellert:

> Daß alle Thiere denken können,
> Dies scheint mir ausgemacht zu sein.
> Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
> Äsopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
> Wer wird auch so mißgünstig sein,
> Und Thieren nicht das kleine Glück vergönnen,
> Aus dem die Welt so wenig macht:
> Denk' oder denke nicht, darauf gibt Niemand Acht.

Die besten Fabeln unter den Deutschen haben Lessing und Gleim gedichtet. Sie verhalten sich

mit ihrer zierlichen Kürze unter den Neuern zu dem alten Urbilde, wie Phädrus und Babrios unter den Alten. Sie geben der Fabel nur den Schmuck, welchen sie verträgt. Sie haben es erkannt, daß die Fabel ihre Stoffe aus dem Naturleben entnimmt, welches andern Gesetzen folgt, als das bewegliche Menschenleben, und in seiner Einfachheit immer dasselbe bleibt, daß daher die Fabel sich nicht zu tief mit der modernen Menschheit und ihren künstlichen Verwickelungen einlaßen darf, so wie, daß ihr zwar ein sauberes, aber nie ein kostbares Gewand gut steht. Lessings Fabeln thut es einigen Abbruch, daß er sie mit gar zu bewußter Kunst für seine Theorie geschrieben. Die französische Jugend lies't sie jetzt mehr, als je die deutsche sie gelesen hat; sie sind dort als Schulbuch für den deutschen Unterricht in die höhern Anstalten eingeführt. Herder hätte, nach einzelnen Proben zu urtheilen, mit seinem feinen Gefühle für die Ursprünglichkeit alter, unentweiheter Volksdichtung als Fabeldichter gewiß alle Neuern überflügelt, wenn er sein großes Talent dieser Gattung mit Vorliebe hätte widmen wollen. Er liebte das alte, knappe, schmucklose Gewand der Fabel, aber weit mehr noch den wallenden Priestertalar des alten Maschal. Jenen Lehren der Weltklugheit, meinte er wohl, sei bereits ihr Recht geschehen: er schrieb seine Paramythien, und nur als Versuch nebenbei auch „alte Fabeln mit neuer Anwendung." Die moderne Fabel hat sich immer mehr dem Tone der poetischen Erzählung genähert, die allerdings ein passenderes Gefäß für den Most der neuen Lebensweisheit ist. Von den Alten zeigen schon Phädrus und Babrios den Anfang dieser Richtung in einigen ihrer kunstvollern und ausgeführtern Fabeln. Der treffliche Boner glaubt ebenfalls seinen „Edelstein" durch die Faßung heben zu müßen. Bei allen Fabeldichtern nach Äsop — außer bei Lessing und Herder — laufen Novellen mit unter. Hagedorns Fabeln sind von sehr ungleichem Werthe. Er schwankt zwischen der alten Einfalt und moderner Schönrednerei. Neben einem echten Naturbilde steht wohl mitunter ein modisch frisirtes im Geschmacke seiner Zeit. So oft er Äsop, oder vielmehr dieser ihn verläßt, sind seine Thiere nicht die des Waldes und Feldes, sondern die des Naturforschers, der Bücherwelt. Es ist doch schlimm, wenn ein Fabeldichter in gelehrten Noten den Plinius, Suidas, Seneca und „des Herrn Regierungsraths Wolfen vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" citiren muß! Wenn die ganze Zeit des zweiten Viertels des vorigen Jahrhunderts den Werth und den Beruf der gesammten Poesie im Lehren fand, namentlich in der Verbreitung religiös=sittlicher Ideen und Grundsätze, so ist es natürlich, daß Mehrere zugleich oder kurz nacheinander grade die Fabeldichtung anbaueten. In Gellert vereinigte sich mit dieser Richtung auf das Lehrhafte ein feiner sittlicher Tact, ein reiner Sinn und ein gewisser gutmüthiger Humor, Eigenschaften, die ihm lange die Liebe des Volkes erhalten haben, unter dem er noch immer mehr Geltung hat, als mancher neueste Volksdichter. Er wird nur da unangenehm, wo er sich verpflichtet fühlt, witzig zu sein. — Übrigens sind von andern und zwar

zum Theil neuern Fabeldichtern Thiergestalten gezeichnet worden, die man recht genau darauf ansehen muß, ob sie denn auch wohl wahren Thieren angehören. Manches Erzeugnis der Art gleicht den Zerrbildern, in welchen Thierköpfe aus allerlei menschlicher Kleidung hervorschauen, wie sie jetzt wohl in illustrirten Fabelbüchern und humoristischen Schriften vorkommen. Die Bilder jener alten Naturdichter dagegen verschmähen jede unnöthige Zuthat, die dem Fabelthiere seine Gestalt auf irgend eine Weise verkümmert, wie der alte treffliche Formschneider Virgilius Solis mit großer Meisterschaft Charakter und Handlung in die Gesichtsbildung, in ein gewisses Mienenspiel, in die Haltung und den Gang hineinzulegen weiß. Will man sich den Genuß der modernen Fabelpoesie nicht verkümmern, so muß man des Urbildes vergeßen. Seine Vortrefflichkeit geht schon daraus hervor, daß sein Stoff immer von Neuem wieder bearbeitet ist. Gute neue Fabeln sind nach den äsopischen verhältnißmäßig wenige geschaffen; Lafontaine, der fruchtbarste aller Fabeldichter, sagt vielleicht zu bescheiden: „wir können schwerlich über die Alten hinaus, sie haben uns für unsern Antheil nur den Ruhm gelaßen, ihnen gut zu folgen." Unter den deutschen hat Lichtwer die meisten ihrem Stoffe nach selbständigen Fabeln. Die Folge davon ist aber völlige Entfremdung seiner Fabel vom Thiercharakter. In der Fabel: „das aus der Erde wachsende Lamm" muß das Schäfchen, seiner Natur nach Symbol der unterdrückten Unschuld, Bild des Tyrannen werden! Wem es aber darauf ankommt, sich mit lebendiger Vergegenwärtigung in die alte Fabelwelt zu versetzen, der findet ihren Geist am besten in den uralten historischen Fabeln, in jener einzeln stehenden, aber normalen des Hesiodos und demnächst in der griechischen prosaischen Sammlung der äsopischen Fabeln. Auch in letztern ist keineswegs alles Gold, aber es ist doch ein leicht auszusondernder Kern uralter Naturdichtung darin. Die besten dieser Fabeln gleichen auch in ihrer Rückübersetzung aus der gebundenen Rede den Fabeln des Jotham, Menenius Agrippa, Stesichorus u. s. w. mehr, als die des Phädrus und Babrios.

Der Naturtrieb leitet das Thier sicher durch sein zum Theil kurzes, weder glückliches, noch unglückliches Leben. Es kann nicht sündigen, nicht durch Sünde elend werden; es kennt keine Leidenschaft, schafft sich aber auch kein Leid. Von einem verworfenen Menschen sollte man nicht sagen, er erniedrige sich unter das Thier. Das Thier ist und bleibt, wozu es die Natur gemacht hat. Die liebreiche Mutter läßt diese nie mündigen Wesen nicht von der Hand. Es liegt in den Trieben der friedlichen Thiere ein Gegenbild zu der unwandelbaren Pflichttreue des gerechten Menschen; die Raubthiere dagegen geben das Sinnbild menschlicher Verkehrtheit. Aber dieses Morden, Rauben, Stehlen, Auflauern unter den Thieren hat nichts, was Entrüstung oder Widerwillen erregen könnte; es stößt den Menschen nicht zurück aus der Gemeinschaft der Thierwelt, sie bleibt dabei schuldlos. So entwickelt sich denn bei dem Naturmenschen aus dem Verkehre mit den Thieren, die ihm nur nützen, ein Verhältnis und Verständnis, von dem der-

jenige, welcher aus diesen Bezügen so gut als ausgeschieden ist, kaum noch einen Begriff hat. Die Augen jenes Natursohns sehen, und seine Ohren hören, wo der dem frischen Verkehr mit der Natur Entfremdete nichts gewahrt. Die schädlichen Thiere mit ihrem Muthe, ihrer Zudringlichkeit, ihrer Ausdauer, ihrer List lernt der Naturmensch im Kampfe mit ihnen kennen. Auch hier gewahrt er nichts als Dauer, Bestand, *Regel*. Diese einfachen Thierformen sind ihm faßlicher, als die der Menschen. Er steht dem Verkehr mit jenen mindestens eben so nahe, als mit diesen; so entnimmt er denn von den thierischen unter seinen täglichen Genoßen die untergeordnete *Regel*; von seinen Mitmenschen den ungleich höhern *sittlichen Grundsatz*, aber den letztern nicht für diese kleinen Fabelbilder, sondern für die würdigern Gattungen der Poesie, in welche er seine Ansichten über die *sittliche* Weltordnung und das derselben entsprechende oder widersprechende freie Handeln, seinen Glauben, sein Hoffen und den reichen Schatz seiner Gefühle niederlegt. Die Verschiedenheit dieser Sphären drängt sich ihm auf. Wohl kann er vermuthen, *Achill* werde unter gewissen Voraussetzungen grade so, und nicht anders handeln; aber wie, wenn der Zorn den Helden aus seinem Charakter hinaustreibt? Hier waltet neben der Vernunft auch die Leidenschaft. Er redet und handelt auch wohl einmal gegen seine beßere Überzeugung: der edelste der Sterblichen läßt seine Rache aus an dem gefallenen Gegner. Löwe, Fuchs, Wolf, Bär, Schaf treten nie aus ihrer Weise hinaus. Daher lehren so viele Fabeln den Satz: der Böse kann seine Natur selten verläugnen, sie bricht oft gegen seinen Willen hervor. Ein anderes, oft wiederkehrendes Bild, hergenommen von dem Naturtriebe und den Wohnplätzen und Elementen, welche den Thiergattungen angewiesen sind, warnt die Menschen, etwas gegen ihre besondere Naturanlage zu unternehmen. Dazu kommt, daß bei dieser Stetigkeit und gleichen Vertheilung des Naturtriebes jedes Einzelwesen unter den Thieren sofort an die Stelle der ganzen Gattung gesetzt werden kann. Der Fabeldichter sagt nicht: *ein gewisser* Fuchs; er kann sicher sagen: *der* Fuchs; ja er steigert auch wohl die Charakteristik bis zu der Persönlichkeit des Eigennamens. Dadurch ist er jeder weitern Schilderung, welche wohl die Breite des Epos, aber nicht die Kürze des Fabelbildes zuläßt, völlig überhoben. Selbst *Reinhart* kann sich eines *festen* Charakters rühmen, wenn er damit einen *feststehenden* meint. *Nobel* ist uns bekannt, sobald wir ihn nennen hören; ebenso *Isegrimm*; aber *Odysseus*, *Achill* und *Ajax* müßen wir erst in den verschiedenen Lagen, in welche sie gerathen, beobachtet haben, wenn wir ein völlig abgerundetes Bild von ihnen erhalten wollen. Die alte Fabel erlaubt sich, um leichter zu ihrem Ziel zu kommen, nicht selten naturhistorische Verstöße rücksichtlich des *äußern* Lebens der Thiere, z. B. ihrer Ernährung: der Löwe nimmt die Kuh, die Ziege und das Schaf zu Jagdgefährten; der Löwe ladet den Stier auf ein von ihm geschlachtetes Lamm ein; das Füchschen bei Horaz, welches mager in einen Kornkasten kriecht, und vollgestopft nicht wieder heraus kann, hat viel unnützes

Hin- und Herreden der Erklärer veranlaßt. Gegen das Geistige im Thiere, ihren Grundcharakter, haben die Alten sich keinerlei Willkür erlaubt. Jene Vernachläßigung bloß äußerlicher Verhältnisse findet sich bei den alten und neuern Dichtern, sogar in der Tragödie und im Epos *). — Sind nun auch unsere Beziehungen zu den Gegenständen der äußern Natur unter dem Einfluße künstlicher Bildung gar sehr geschwächt, so haben wir doch keineswegs das Gefühl dafür ganz verloren; vielmehr geht das Wohlgefallen an diesen alten, naturkräftigen Bildern der Fabelwelt gewiß zum Theil daraus hervor, daß sie unserer Einbildungskraft jene ursprüngliche Gemeinschaft, jenen Wechselverkehr des Vernünftigen und Vernunftlosen, des Belebten und Unbelebten, im Bilde vorführen. Den größten Reiz gibt der Fabel freilich immer die treffende Wahrheit, die unwiderstehliche Kraft ihrer Rede, welche die Rede der nie irrenden Natur, oder vielmehr ihres heiligen Urhebers an die mannichfach fehlende Menschheit ist. — — Als Belege und Beispiele zu obigen Begriffsbestimmungen mögen die folgenden Maschale und Fabeln dienen.

1. Der biblische Maschal.

Es war ein reicher Mensch, des Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei ihm selbst und sprach: was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Und sprach: das will ich thun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darein

*) Sophokles läßt den König Ödipus (V. 112) nach langjähriger Verbindung mit Jokaste, einer Zeit, in welcher doch wohl die Schicksale ihres frühern Gemals Laios zur Sprache gekommen sein müßen, noch erst fragen, wo dieser erschlagen sei. Aristoteles (Poet. 25. 8) findet solche Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit zuläßig, wenn das dem Erzählten Widerstrebende außerhalb der in dem Drama dargestellten Handlung liege. Durchaus frei bewegt sich in dieser Beziehung Shakspeare. Auch bei Homer und in den Nibelungen finden sich Stellen der Art. Der Dichter darf schon etwas darauf rechnen, daß der Zuhörer grade zum Nachrechnen am wenigsten Zeit und Besonnenheit hat, wenn er dem raschen Gange seines Gesanges folgt. Die Fabel aber, die ja fast alle Verhältnisse heiter spielend verkehrt, hat fast ein Recht, sich dergleichen zu erlauben. Den Menschen läßt sie in seinen äußerlichen Verhältnissen unberührt, aber in seinen geistigen Fähigkeiten drückt sie ihn zu dem Standpunkte herab, auf welchen sie den Geist des Thieres erhebt. Sie kommen sich hier am dritten Orte entgegen, um mit einander reden und verkehren zu können. Auch der Körper des Thieres und seine Lebensweise, seine Gewohnheiten bekommen etwas Menschenähnliches. Es ist eingestandenes Recht des Dichters, das Thier in unwesentlichen Dingen grade so zu bilden, wie er es seinem Zwecke angemeßen findet. Nur die Grundzüge seines innersten Lebens, den Instinct seiner Gattung und Art darf er nicht verwischen, denn darin liegt das Wesentliche der Fabelhandlung.

sammeln Alles, was mir gewachsen ist und meine Güter. Und will sagen zu meiner Seele: liebe Seele, du hast großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth. Aber Gott sprach zu ihm: du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wes wird es sein, das du bereitet hast?

2. Die Pfirsiche von Krummacher.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Male. Deshalb wunderten und freueten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater und eine erhielt die Mutter. Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?" „Herrlich, lieber Vater," sagte der Älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum erziehen." „Brav!" sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt!" „Ich habe die meinige sogleich aufgegeßen," rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckt so süß und zerschmilzt einem im Munde." „Nun," sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben." Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und ausgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann." Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!" Und du, Edmund? fragte der Vater. Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbarn, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin fortgegangen." „Nun," sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?" Da riefen alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

3. Der Fuchs und der Dornstrauch von Äsop.

Als ein Fuchs beim Übersteigen eines Zaunes ausglitt und eben fallen wollte, griff er, um sich eine Hülfe zu geben, nach einem Dornstrauch. Er riß sich die Füße daran blutig und

sprach im Schmerz: o weh! ich nahm meine Zuflucht zu dir, als einem Helfer, und nun hast du mich noch übler zugerichtet. Höre, sprach der Dornstrauch, du hattest Unrecht, dich an mir festhalten zu wollen, an mir, der ich selbst alles festzuhalten pflege.

4. Der Fuchs von Lessing.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

5. Der Hirsch und der Weinstock von Äsop.

Ein Hirsch barg sich auf der Flucht vor den Jägern unter einem Weinstocke. Kaum waren sie vorbei, so fing der Hirsch im Glauben, ganz unentdeckt zu bleiben, an, die Blätter des Weinstockes zu benagen. Als sie sich bewegten, kehrten die Jäger um und vermuthend, daß unter den Blättern ein Wild sich verborgen, wie es auch der Fall war, erschoßen sie den Hirsch. Es geschieht mir Recht, sprach er sterbend, denn ich durfte mich an meinem Retter nicht vergreifen.

6. Ursprung der Rose von Rückert.

Den Rosenzweig benagt das Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: thu' auf die Hand, und gieb das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing ich zum Danke dir.
Er gab, sie nahm und baut', und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

7. Der Esel und die Cicaden von Äsop.

Ein Esel hörte Cicaden singen, bewunderte ihre schöne Stimme und fragte, was sie denn äßen, daß sie solche Töne vernehmen ließen. Als sie erwiderten, ihre Nahrung sei der Thau, da setzte sich der Esel hartnäckig auf die Thaukost und verhungerte.

8. Des Esels Trost von Claudius.

Hab' nichts mich d'ran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohne Muth und ohne Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm, noch kalt!
Hab' nichts mich d'ran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Muß Stroh und Disteln käuen,
Werd' unter Säcken alt —
Ach die Natur schuf mich im Grimme,
Sie gab mir nichts —, als eine schöne Stimme!

9. Die Cicaden und die Ameisen von Äsop.

Als den Ameisen zur Winterzeit das Korn naß geworden war, trockneten sie es. Eine hungrige Cicade sprach sie um Speise an. Die Ameisen sagten zu ihr: warum hast du im Sommer keine Nahrung gesammelt? Dazu hatte ich keine Zeit, erwiderte sie, ich sang meine Lieder. Nun denn, sagten jene lachend, wenn du zur Sommerzeit gepfiffen, so tanze nun im Winter!

10. Der Schwan von Äsop.

Ein reicher Mann hielt zugleich eine Gans und einen Schwan, freilich nicht zu demselben Zwecke, sondern diesen seines Gesanges wegen, jene für die Tafel. Als nun die Gans den Zweck, weshalb sie gefüttert ward, erfüllen sollte, so war's grade Nacht und deßhalb nicht möglich beide von einander zu unterscheiden. So wurde denn der Schwan statt der Gans abgeführt. Aber er sang sein Sterbelied, und entging durch den Gesang dem Tode.

11. Die junge Schwalbe von Lessing.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter, war die geschwinde Antwort. Das ist klug, sagte die Schwalbe; das

will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen. Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.“ O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für beßere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.*)

12. Die beiden Hamster von Pfeffel.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen,
Weil jeder gute Wirth auch auf die Zukunft sieht.
Sein Nachbar hielt nicht viel auf Fleiß und Sparsamkeit;
Er war noch jung und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Tändelei vergehen;
Denn weil noch jetzt das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's unnöthig, sich mit Vorrath zu versehen
Und glaubt', es würden alle Mal
Die vollen Ähren ohne Zahl,
Wie jetzt auf allen Feldern stehen.

*) Die alte Fabel spricht in Einem Bilde gewöhnlich nur Eine Wahrheit und zwar recht schroff aus, wie das Sprichwort. Wenn von den oben mitgetheilten Fabeln die 9. einseitig dem rüstigen Fleiße, der Richtung auf Gewinnung der äußern Lebensgüter das Wort redet, so geschieht dies in der 10. eben so rücksichtlich der Künste, die das Leben veredeln und verschönern. Die moderne Fabel umfaßt gern in Einem Bilde die Widersprüche und ihre Versöhnung, wie die 11. Auch das liebliche Bild von Rückert unter Nr. 6 ist Ausgleichung und friedliche Einigung der beiden Fabeln unter 3 und 5. — Von der Weise des Mythus hier Beispiele zu geben, fehlt es an Raum. Die Sage von Amphion und Zethus ist in unserm Programm von 1840 behandelt. Sie ist ein Gegenstück zu den obigen Fabeln unter 8 bis 10 und einiget ebenfalls scheinbaren Widerstreit.

Als nun die Zeit der Ernte kam
Und seinen Irrthum ihm benahm,
Da sah er, doch zu spät, sein künft'ges Elend ein,
Denn er, er konnte reich, so wie sein Nachbar sein,
Statt daß er jetzt nicht mehr zu leben wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.*)

13. Der Fuchs von Lichtwer.**)

Es fand ein Fuchs ein Buch im Grase, —
Ein Buch im Grase, sagest du?
Wie kam das Buch in's Gras? Mein Freund laß mich in Ruh,
Ich sag' er fand es da, und fand es mit der Nase,
So lautet, sag' ich, der Bericht,
Und fand er es im Grase nicht,

---

*) Die kenne ich, sagte Jemand, als er diese Verse gelesen: das sind Menschen, keine Thiere, die Gebrüder Hamster sind es.

**) Wir geben nur den Anfang, der unter der Hand des Dichters in maßlose Breite zerflossen ist, ohne die 46 Verse enthaltende Fabel auch nur um eine Linie über das hinauszuführen, was der erste Vers sagt. Diese übelangebrachte gemüthliche Spaßhaftigkeit und Breite in Bezeichnung des Einfachsten gehört zu dem Gesammt-Eindruck, den die leichtern Gattungen der Poesie aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts machen. Hagedorn macht seine körnig und kurz erzählte Fabel: „das Hühnchen und der Diamant," förmlich zu nicht durch die gleich darauf folgende: „die Henne und der Smaragd," worin aus derselben äsopischen Fabel eine andere Lehre abgeleitet wird. In dieser zweiten Bearbeitung wird die Henne, die das Gerstenkorn dem Smaragd vorzieht, mit 7 Versen gestraft: die nichts liefern, als eine Umschreibung des Wörtchens Henne. — In einem humoristisch gehaltenen ästhetischen Vereine von Musensöhnen rief einst der Eingang der Lichtwerschen Erzählung: „der kleine Töffel" ergötzliche Untersuchungen hervor über den innern Zusammenhang, in welchem die Bestimmungen über den Geburtsort Töffels, vor allem aber seine Abstammung aus einer zweiten Ehe seiner Mutter doch wohl stehen möchte mit seinem Charakter, so wie mit der Idee, welche dem Gedichte zum Grunde liege und ihrer Versinnlichung durch die Erzählung, ingleichen warum der Name seines rechten Vaters nicht genannt werde, da doch der Selige dieser Ehre gewürdigt sei. — Übrigens ist diese Erzählung noch immer nicht das schwächste unter solchen Erzeugnissen unserer ältern Literatur, die sogar in neueste Blumenlesen zu Bildung des Geschmackes aufgenommen sind.

Wo hätt' er es denn sonst gefunden?
Das Buch, in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Grase fand,
War, o beweinenswürd'ger Schade!
Die weltberühmte Vulpiade,
Sonst Reineke der Fuchs genannt.
Er steckte zwar die Nase tief hinein,
Es schien, als hätt' er Lust zu lesen,
Allein, wie konnt' es möglich sein?
Er war auf Schulen nie gewesen.
Der gute Schlucker suchte hier
Ein Pflaster für den leeren Magen,
Er suchte Fleisch und fand Papier! ꝛc.

14. Das Veilchen und der Grashalm von Gleim.

Ein Veilchen stand in kühlem Schatten;
Grashalmen machten ihn umher.
Sieh, Veilchen, sprach ein Grashalm, wer
Dich schützt vor dem Ermatten!
Du! sprach das Veilchen, du! Auf ein Verdienst, so klein,
Muß man so stolz nicht sein:
Du thust's ja nicht allein!

15. Das Hühnchen zur Perle von Phädrus.

In einem Düngerhaufen scharrend fand ein Huhn
Einst eine Perle während es sein Futter sucht.
O, welch' ein Schatz, spricht es, an so unwürd'gem Ort!
Hätt' einer dieß gesehn, auf deinen Werth erpicht,
Du wärst wohl noch einmal zum frühern Glanz gelangt;
Daß grade ich dich fand, dem Futter lieber ist,
Kann weder dir noch mir von ein'gem Nutzen sein. —
Mag sich's gesagt sein laßen, wer mich nicht versteht!

16. Von einem Hahn und einem Edelsteine von Boner.

Einst mußt' es sich so fügen,
Daß ein Hahn thät fliegen
Auf seines Herren Mist,
Wie oft geschehen ist.
Er suchte seine Speise,
So thut auch noch der Weise.
Wenig war ihm, was er fand,
Denn ein großer Diamant
Unwürdiglich dort vor ihm lag.
Du großer Gott! sprach er darauf,
Wie hab' ich meinen Fund verlor'n!
Mir nützte baß ein Gerstenkorn,
Als du. Du bist unnütze mir.
Was hilfst du mir? Was soll ich dir?
Deine Schönheit und dein Werth
Wenig Nutzen mir gewährt.
Hätt' dich Meister Ypokras,*)
Der könnte dein genießen baß,
Als ich; hab für dich keinen Sinn!
Alsbald der Hahn den Stein warf hin,
Denn er war ihm gar ohne Werth,
Ein Gerstenkorn hatt' er begehrt.
Zur Lehr' die Fabel ist erzählt.
Wer sich die Narrenkapp' erwählt,
Dem ist sie lieber, als ein Reich.
Dem Thoren alle die sind gleich,
Die Weisheit, Ehre, Kunst und Gut
Verschmähn in ihrem dummen Muth;
Unnütz ist ihnen der Edelstein.
Dem Hunde lieber ist ein Bein,

---

*) Der Hahn meint den Hippokrates. Die Edelsteine hatten nach der Behauptung der alten Ärzte und dem Volksglauben heilende Kräfte.

Als ein Pfund Goldes, glaub' es mir.
So stehet auch der Thoren Gier,
Ihr Sitt' und ihr Geberde
Auf Üppigkeit der Erde.
Des Steines Kraft durchschau'n sie nicht,
Noch minder, was in der Geschicht
Verborgen guter Wahrheit sei,
Und Weisheitslehren mancherlei,
Die den Narren fremde sind;
Mit offnen Augen sind sie blind.
Der Thor mag seines Weges gehn,
Und diese Fabel laßen stehn!
Die Frucht er selber sich entzieht,
Ganz wie dem Hahnen ihm geschieht.*)

17. Das Hühnchen und der Diamant von Hagedorn.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt ihn in den Sand.
Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!
Unglücksel'ger Überfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!**)

---

*) Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen des 14. Jahrhunderts.

**) So wie diese Fabel im guten Sinne, so kann die nächste Fabel in der Sammlung desselben Dichters im übeln Sinne Muster für Fabeldichtung sein. Der Gegenstand ist derselbe, die Lehre eine andere; sie konnte es auch sein, denn grade dieses Bildchen, je nachdem man den Edelstein zum Symbol des Edeln, Werthvollen und Dauernden macht, oder der nutzlosen Pracht und eiteln Schimmers, oder endlich eines äußern Gutes, welches den Besitzer nicht beglückt, weil er es nicht kennt und nicht zu gebrauchen weiß, läßt mehr als eine Auslegung zu. Die Behandlung ist jedoch ganz in jener Weitschweifigkeit

18. Der Hahn und die Hausmagd von Gleim.

Ein Hahn stand auf dem Mist, und scharrte tief, und fand
Statt eines Gerstenkorns den schönsten Diamant.
Ei, wärst du, sprach der Hahn, ein Gerstenkorn gewesen!
Und wetzte seinen Rittersporn,
Und warf den schönen Stein weit von sich weg im Zorn.
Die Hausmagd, fegend mit dem Besen,
Sah um sich, sah den Wurf, hob auf den schönen Stein — u. s. w.

19. Helios und Boreas von Äsop.

Der Nordwind stritt mit dem Sonnengotte, wer zuerst einem Wandrer den Mantel von der Schulter bringen würde. Boreas begann, blies, und hoffte den Mann zu plündern. Aber der hielt frierend das Gewand mit beiden Händen fest. Helios erwärmte ihn zuerst sanft, dann

---

gehalten, in jener eigenthümlichen Komik der Fabeldichter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Lehre ist:

Was that die Henne hier? Sie fand.
Sie fand? und finden ist die Kunst von vielen Erben;
Doch beider Fund wird übel angewandt;
Denn jene scharrt den Stein in Sand,
Und diesen kann ihr Gut kein wahres Glück erwerben.

Zu dieser tüchtigen Lehre muß man sich den Weg durch eine Reimerei bahnen, die in 7 Versen nichts mehr sagt, als: ein Huhn. — Ähnliches ist dem trefflichen Gleim mit dieser Fabel begegnet. Ihm ist das einfache Bildchen nicht genug. Er hängt eine Fortsetzung daran, die nun das Ganze wie eine Antike in moderner Kleidung erscheinen läßt, und das kleine niedliche und sinnige Werk des Alterthums völlig entstellt. Die Magd dankt dem Hahn, daß er ihr zu dem Reichthum verholfen, verspricht dem Finder Schutz gegen das Messer der Köchin, und verheißt ihm ein Gefäß mit Gerste, womit sie ihn im Testament bedenken will. Da ärgert sich der Hahn, der nun merkt, daß er etwas Werthvolles weggeworfen.

Und ich, ich warf ihn weg! ich Dummkopf! hätt' ich ihn
Der Landesmutter zu Berlin
An ihre Krone hingegeben:
Wer weiß, was dann aus mir geworden wär'! Allein
Wer glücklich ist, soll glücklicher zu sein
Nicht wünschen; soll nicht mehr vom Schicksal sich erbitten!

ließ er seinen vollen Brand gegen ihn los, und nöthigte ihn sich zu entkleiden. So zog Boreas den Kürzern. — Gehst du an dein Werk, so richtest du mehr aus durch Überredung, als durch Gewalt.

20. Dieselbe Fabel von Herder.

Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.
Wind begann,
Doch sein Schnauben
That ihm nichts; der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.
Wind verzweifelt nun und ruht;
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit holder, sanfter Gluth
Wanderers Gebein.
Hüllt er sich nun tiefer ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand,
Und die Sonne überwand.
Übermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt;
Warme Christusliebe —
Wer, der kalt ihr bliebe?*)

*) Diese Fabel ist im Geist und Tone der modernen Fabel meisterhaft von Lafontaine behandelt worden. Er war ohne Zweifel der schlichteste und anspruchloseste unter den Geistern, welche die Zeit Ludwigs XIV. schmückten. Die naive Einfachheit, Gutmüthigkeit und Treue seines Charakters — einer seiner Landsleute sagt von ihm, er sei einfach gewesen, wie die Helden seiner Fabel —, sein sinniges, heiteres Gemüth, sein Witz und feiner Humor spiegeln sich in seinen Fabelbildern. Als Dichter und Mensch ist ihm Gellert ähnlich, aber der Franzose war geborner Dichter, der Deutsche hatte nur das redliche Streben, durch Nacheiferung das zu werden, was jener durch Beruf war. Da die deutsche Poesie im 2. Viertel des 18. Jahrhunderts ganz in Übereinstimmung mit der

21. Der Habicht und die Nachtigall von Hesiodos, Werke und Tage V. 201 ff.

(Voßische Übersetzung.)

So zur Nachtigall einst, der melodischen, sagte der Habicht,
Als er, mit Krallen gefaßt, durch hohes Gewölk sie einhertrug.
Sie, wehklagenden Lauts, von den spitzigen Krallen verwundet,
Jammerte; jener darauf, voll herrischen Trotzes begann so:
Was, Unselige, schreist du? Ein Stärkerer hält dich gebändigt!
Du mußt gehn, wie ich führ', obschon du dich Sängerin rühmest.
Dich nach Gefallen bereit' ich zum Schmause mir, oder entlaß' ich.
Sinnlos, wer sich vermißt, der Gewalt zu begegnen mit Ohnmacht;
Sieg erlanget er nie, und trägt zum Schimpfe den Kummer.

22. Der Pfeifer und die Fische von Kyros, bei Herodotos I. 141.

Als die Lyder von den Persern überwunden waren, schickten die Joner und Äoler alsobald Gesandte gen Sardes zum Könige Kyros mit Erbieten, sie wollten ihm unter denselben Bedingungen unterthänig sein, unter welchen sie dem Krösos gedienet. Jener aber, nachdem er ihren Antrag vernommen, erzählte ihnen ein Mährlein. Ein Pfeifer, sprach er, habe Fische wahrgenommen im Meer und gepfiffen, vermeinend, sie würden herauskommen auf den Strand. Als er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht gesehen, da habe er ein Netz ergriffen, ihrer eine große Menge darin beschloßen und herausgezogen. Und wie er sie zappeln gesehen, da habe er zu den Fischen gesagt: nun könnet ihr auch nur das Tanzen gut sein laßen, weil ihr nicht heraustanzen

---

Ansicht dieser Zeit von dem Zwecke aller poetischen Bestrebungen zuerst der didactischen Gattung, namentlich der Fabel sich zuwandte, so konnte sie kein beßeres Muster finden als den Franzosen Lafontaine. Er ist der ausgezeichnetste Dichter für die Fabel in ihrer neuen Gestalt. Will man jedoch gegen die Hagedorn, Gellert, Lichtwer nicht ungerecht werden, so muß man nicht vergeßen, daß ihr Weg bergan führte, während jener sie ohne Schmälerung seines Ruhmes oben erwarten durfte. — Eine ungünstigere Zeit für Fabeldichtung kann es nicht geben, als unser Jahrhundert. Es ist für diese Gattung, die eine heitere Lebensansicht und Hingebung an ein unscheinbares Stillleben fordert, zu unruhig und hochstrebend. Doch hat die Ähnlichkeit des Haushaltes der Thiere mit dem Staatsleben Versuche veranlaßt, unter denen die des Schweizers Fröhlich um so mehr genannt zu werden verdienen, da in unserer Zeit auch Gutes in der Masse untergeht. Unsere Väter wußten ihren Hagedorn, Lichtwer, Gellert, Gleim fast ganz auswendig.

wolltet, als ich pfiff. — Dieses Wort sprach Kyros zu den Jonern und Äolern, weil ja die Joner, als sie Kyros von freien Stücken ersuchen ließ, vom Krösos abzufallen, nicht Folge geleistet, und nun, da alles vorbei und abgethan war, sich bereit erklärten, ihm zu gehorchen. Im Zorn also erzählte er ihnen die Geschichte.

23. Der Fischer mit der Flöte von Babrios, Fab. 9.

⏓ –́ ⏑ –, ⏓ –́ ⏑ –, ⏑ –́ –́ ⏓.

Die Flöt' im Munde blies ein Fischer einst kunstreich:
Er hoffte, sicher werd' ein gut Gericht mühlos
Ihm kommen, angelockt von seines Spiels Wohllaut.
Drum that er ab sein Netz, nur regelrecht trillernd.
Er pfeift und pfeift, doch weil er sich umsonst abmüht,
So wirft er aus das Netz: es lohnt der Wurf reichlich.
Als nun die Fisch' im Trocknen hie und dort zappeln,
Verhöhnt er sie mit diesem Wort, das Garn waschend:
Tanzt ungepfiffen nun, es würd' euch mehr anstehn,
Ihr spränget gleich, wenn Unsereins zum Tanz aufspielt.
Mühlos und ohne Wurf gelingt ein Fang niemals.
Ist nun der Wurf gethan, der Fang nach Wunsch zahlreich:
Erst dann erscheint ein Spott und heitres Spiel passend.

